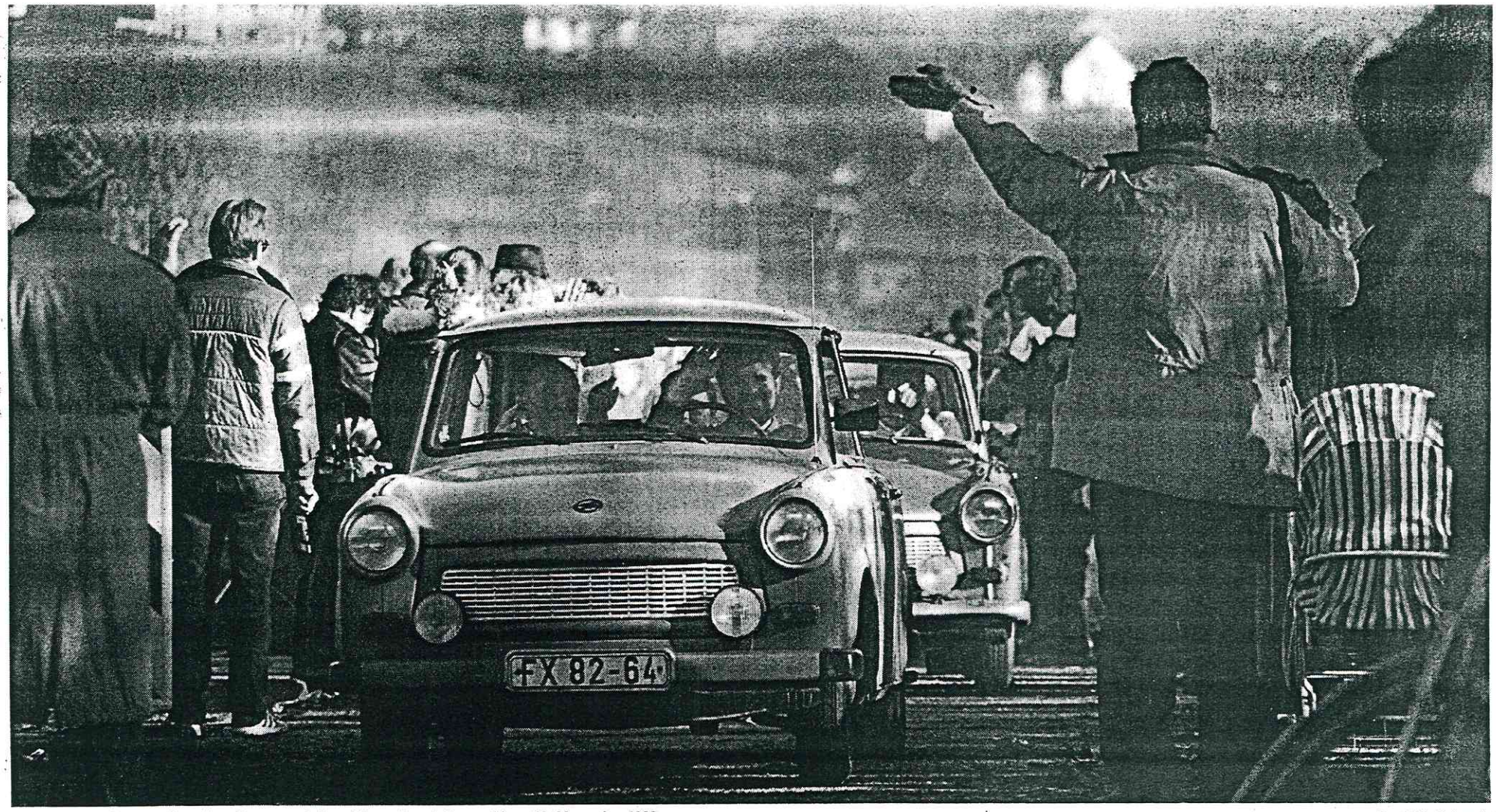

Begegnung an der innerdeutschen Grenze zwischen Obersuhl und Untersuhl am 12. November 1989. Foto Mirko Krizanovic

FAZ vom Do. 09/11/00

Der Sprechchor der Fußballfans

Die Deutschen müssen ein gutes Spiel geliefert haben: Östlich geprägte Erfahrungen aus dem Leben im Westen

Die Stigmata des Sozialismus weichen. Die neue Zeit hat – alles in allem – gesiegt. Wohin man schaut in den fünf neuen Bundesländern: blitzende Fassaden, ebene Autotrassen, nette Taxifahrer, schöne Kleider. Die Villen am Weißen Hirsch zu Dresden imponieren den Flaneur nicht weniger als die in Blankenese. Bitterfeld ist heute so schön wie Wattenscheid. Fast kein schöner Land. Auch seine Bürger sind nicht mehr so leicht auszumachen. Es kann passieren, daß man im Leipziger „Bachstübl" drei Herren mittleren Alters mit Schnauzbärten und Strickjacken vor Kaffee und Sahnetorte sitzen sieht und bei sich denkt: So was gibt's nur hier, echte Kaffeesachsen. Da fängt der eine in tiefstem Südstaatenamerikanisch an loszuschnorcheln, und es stellt sich heraus, die Herren sind aus dem Land der grenzenlosen Freiheit.

Das Leben im Osten hat sich eingerichtet in den bequemen Unannehmlichkeiten der neunziger Jahre, eingerichtet zwischen Zapfsäulen und Arbeitsämtern. Darüber kann im Augenblick keine Trauer sein. Nicht an einem Tag wie diesem. Auch die DDR gehört am Ende dem ewigen Zerfall. Die Erinnerung an sie wird mit den Erinnernden verschwinden, aber davon soll heute nicht die Rede sein. Denn der Blick, der zurückgeht in die untergegangene Heimat, stößt auf dem Weg dorthin überall auf unmißverständliche Anzeichen dafür, daß die Verzauberung der frühen Jahre, die Verzauberung der kleinen, geschlossenen DDR durch den gelungeneren Westen, einer heilsamen Ernüchterung gewichen ist. Deutschland, ein nüchternes Land.

Sprechchöre in Fußballstadien höre ich seit 1974. „Deutsch-Land! Deutsch-Land!" skandierten die Massen auf den Rasen. Dazu schwarz-rot-goldene Fahnen und Raketen. Über meinem Kinderbett hing eine Postkarte mit den Kicker-Stars von Berti Vogts bis Sepp Maier. 1970 hatten wir zu Hause gejubelt, als die Deutschen die Engländer schlugen, und mitgetrauert, als sie gegen die Italiener verloren. Beckenbauer trug in den letzten Minuten den Arm in einer Schlinge. 1974 wurde Deutschland Weltmeister. „Deutsch-Land!" Was für eine Begeisterung. Nur einmal, gegen die Deutsche Demokratische Republik, hatte der Weltmeister keine Chance. Selbstverständlich zitterten wir für die Mannschaft der Bundesrepublik Deutschland und verstanden am Ende die Welt nicht mehr.

Im Jahr 1974 reisten Schlachtenbummler aus unserem Teil Deutschlands in den Westen, nach Dortmund, Hamburg und München, brave Staatsbürger. Einige unter ihnen wurden vom Westfernsehen gefragt, wie es ihnen gefiele im Kapitalismus. Die sächsisch akzentuierte Antwort lautete: „Ganz gut, aber ich bin froh, wenn ich wieder zurückkomme." Das mußten wir uns anhören, eingesperrt in unser Wohnzimmerchen, mein Vater und ich! Wir wären gern dabeigewesen, aber uns hatte man nicht einmal bis nach Wutha – an den Grenzübergang für den Interzonenzug – gelassen. Wir waren normale DDR-Bürger: mit heftig wucherndem Ressentiment dem Land gegenüber, in dem wir lebten.

Nun waren die Deutschen Weltmeister geworden. Die gelungeneren Deutschen. Es erfüllte uns mit einem vaterlandsverräterischen, illegitimen Stolz, dessen Kehrseite Verachtung für die eigene Republik war. Jeder kennt das. Inzwischen interessiere ich mich nicht mehr für Fußball. Die Sprechchöre von damals haben sich in meinem Ohr eingenistet.

Als ich 1996 im Juni nach Basel zog, muß eine Fußballwelt- oder -europameisterschaft stattgefunden haben. Die Speditionsarbeiter trafen mit dem Umzugswagen am Abend in der Stadt ein und wollten das Spiel zwischen Deutschland und England sehen. Obwohl sie aus Tschechien kamen, waren sie auf seiten der Deutschen. Ich zeigte ihnen eine Basler Eckkneipe, in der der Fernseher lief und die bis auf den letzten Platz besetzt war. Die Deutschen müssen ein gutes Spiel geliefert und deutlich gewonnen haben. Bei den Männern von der Spedition wollte sich trotzdem keine reine Freude einstellen, denn in der Eckkneipe zeigte sich schnell, daß sie die einzigen Anhänger der Deutschen waren. Die Schweizer, Italiener und Franzosen um sie herum schrien für die Engländer.

Besser kein Fußballfan, aber ein Deutscher sein als umgekehrt. Dabei ist nicht sicher, wie ich dazugehöre. Mein Paß läßt keinen Zweifel, schließlich bin ich in der DDR geboren, einem untergegangenen Deutschland-Versuch, und ich habe dort bis zu meinem neunundzwanzigsten Lebensjahr zugebracht, bis zum Untergang des Versuchs-Deutschland. Deutschland, das waren die anderen. Das Präfix „Ost" ist kein Eintrittsbillett in die neue Heimat geworden. Ein Stigma muß bleiben. Ich habe mich daran gewöhnt, von Ostdeutschland zu sprechen oder Ost-Berlin. Das ist „West-Sprache". Rede ich von „West-Berlin", mache ich mich verdächtig, die Ideologie der SED nicht überwunden zu haben. Ich kann mit diesen Verdächtigungen leben.

Schließlich lebe ich in einer komfortablen Situation. Ich sehe Deutschland von außen. Ich gehöre – wieder einmal – nicht dazu. Doch gibt es einen einleuchtenden Unterschied zu den Zeiten, als ich in der DDR nicht zu Deutschland gehörte. Heute gehöre ich freiwillig nicht dazu. Niemand hat mich ein- oder ausgesperrt, ich bin vor ein paar Jahren weggegangen. Ausspannen von Deutschland. Ich bin nicht weit weggegangen. Deutschland sitzt mir vor der Nase, wenn ich mich Richtung Norden über den Rhein wende. Deutschland ist asymmetrisch, man traut ihm keine Mitte zu.

Wer nicht teilnimmt an der Heimat täglichen Freuden und Nöten, gehört nicht dazu. Das macht mich nicht traurig. Außerdem ist es ein Irrtum. Draußen wird man den Deutschen in sich nicht los. Man kann sich nicht heraussuchen, von welcher Seite man deutsch „gemacht" wird.

Im Augenblick ist mein Abstand zu Deutschland sehr klein. Die meiste Zeit meines Lebens habe ich gegenüber Deutschland diese Position eingenommen. Ich saß unmittelbar davor, durch einen Elektrozaun, eine Mauer, einen Fluß getrennt. Es muß ein Magnetismus von diesem Land ausgehen, der aber nicht ausgereicht hat, mich ins Land hineinzuziehen. Das Ergebnis der magnetischen Wirkung ist Äquilibrium zwischen Heimat und Fremde, Abstoßung und Anziehung. Unterdessen ist der Blick auf dieses Land nüchterner geworden, die Stimmung gedämpft. Deutschland ist kein Nachtgespenst mehr wie vor wenigen Jahren, ich hätte keinen Grund, es in den ewigen Winter zu verlegen wie Heine.

Die Distanz ist nicht mehr wegzudeuteln. Sie ist auf unbequeme Weise bequem: Man schaut hinüber auf den Schwarzwald, sieht diesem Deutschland in den Nacken, blättert seine Zeitungen durch, seine Fahrpläne, seine Theaterprogramme, fragt sich, ob einen das Ganze etwas angeht, und kehrt ihm wieder ratlos den Rücken.

Wie ist diese Distanz entstanden? Sie ist das Ergebnis einer Entzauberung jenes nach Südosten ausschwingenden Teils von Deutschland, den ich nie bewohnt, aber bewundert habe. Diese Entzauberung hat nichts mit den Enttäuschungen und Bitterkeiten der Landsleute zu tun, nach 1989 bei der Neuaufteilung zu kurz gekommen zu sein. Ich bin nicht zu kurz gekommen, meine Lage ist im Vergleich zu der vieler anderer luxuriös, und trotzdem scheue ich derartige Vergleiche nicht. Wovon die Rede sein soll, das ist das Ende eines Zaubers, einer Täuschung und Selbsttäuschung. Das Land, das ich seit meiner Kindheit von außen angeschaut hatte, hielt die Versprechen nicht, mit denen es früh um meine Sympathie gebuhlt hatte.

Wenn ich von der Entzauberung der Bundesrepublik rede, denke ich an Westdeutschland. Wie sie mir auf dem Bildschirm erschienen ist, unter dem Christbaum beim Auspacken der Pakete aus Kaiserslautern oder Osnabrück, in den Büchern von Böll und Johnson oder Strauß, in den Filmen von Fassbinder und den Fußballspielen des FC Bayern. Obwohl diese Bundesrepublik in ihren Erscheinungsformen nicht immer gleich aussah, nicht immer gleich freundlich, sauber und schnell – sie verströmte Zauber. Wo immer wir ihr begegneten, da war Verlockung: auf den Schallplatten von T. Rex und Konstantin Wecker, auf den Seiten der Illustrierten, die Tante Martha heimlich mitgebracht hatte, in den Erzählungen und Briefberichten Christas und Hannelores über die Urlaubsreisen nach Nepal oder Thailand, in den Serien des „Traumschiffs" und in den Streifen Fassbinders. Auf einer Schallplattenwerbung lockte der Mund von Mick Jagger, die Zunge hing lasziv heraus. Der Mund zeigte die obere Zahnreihe und lachte lautlos und obszön. Es war der Mund der unerreichbaren Bundesrepublik. In den Intershops, auf einer Plastiktüte auf der Straße, überall mitten in unserem Heimatgrau öffnete sich Mick Jaggers knallroter Mund.

Der Eros des anderen Systems war allgegenwärtig und unerreichbar. Er stachelte an und gab keine Befriedigung. „I can get no satisfaction" hätte die Hymne des vom Westen verzauberten DDR-Bürgers sein können. Die mächtigsten Sendboten dieses Eros waren die öffentlich-rechtlichen und später auch die privaten Fernsehanstalten. Jeden Tag wurde Überlegenheit demonstriert: Freiheit, Demokratie, Recht, Weltoffenheit, Wohlfahrt, all das, was es im Land nicht gab, hier wurde es mit vollen Händen an den ostdeutschen Bildschirm geworfen.

Jahrzehntelang breiteten schwarze Kanäle die virtuellen Oberflächen des Landes im Wohnzimmer aus. Virtualität war ein vertrautes DDR-Phänomen, bevor der Begriff die Öffentlichkeit erreicht hatte. In dem Land, in dem so gut wie nichts möglich war und immer weniger wirklich, mußte die virtuelle Realität über die Wirklichkeit siegen. Die sah toll aus, die Bundestagsdebatten, in denen sich Politiker Duelle lieferten; und dann wechselte das Fernsehprogramm, und die Scheiben wurden gewischt, und der Satiriker trat auf den Plan und zeigte die Rückseite und die lautlosen Echos der Debatten. Der Satiriker spaltete den Diskussionsnebel, verstellte seine Stimme, verschob seine Brille und zuckte mit der Schulter, bis er genügend erheiternde Ähnlichkeit hatte mit einer Galionsfigur, und er griff in die Kiste des deutschen Satireguts und entlarvte die falsche Zunge der Debattierer und ihren kapitalistischen Zynismus. Das war Freiheit, das war Demokratie! Da war man fasziniert, wenn man das sah und sich nicht traute, den Kopf aus dem Wohnzimmerfenster zu halten, weil vielleicht 1. Mai war und man vergessen hatte, die rote Fahne herauszuhängen.

Wie aufregend ist es doch, einen Staat zu betreten, in welchem die eigene Muttersprache gesprochen wird und in dem doch alles anders zu sein scheint! Es dauerte eine Zeit, bis man feststellte, daß es nicht so genau dieselbe Sprache war.

Ich wohnte am Ende der DDR in der Nähe des Grenzübergangs Sonnenallee im Berliner Stadtbezirk Treptow. Die Leute standen vom S-Bahnhof Baumschulenweg bis zur Paßkontrolle auf einer Strecke von etwa zwei Kilometern und blockierten den Bürgersteig auf der rechten Seite. Die meisten Westpilger waren mit Sonderzügen aus Sachsen gekommen, man rief mir einiges hinterher. Die Menschenschlange schob sich über die Kiefholzstraße, die hier unten bei Nummer siebzehn in der Mauer verschwand und in Treptow bei hundertdreiundsechzig aus dem Nichts zurückkehrte. Als ich nach Tagen der Hemmung vor dem Geschiebe im Osten und dem Gejohle im Westen durch die Mauer ins Nichts ging, sah dieses Nichts erst einmal selbstverständlich aus.

Als neugieriger Mensch war ich in den ersten Jahren viel in der neuen Heimat unterwegs. Ich sah die Dörfer Nordfrieslands und die Bauernhäuser in Oberbayern. Ich fuhr auf die Insel Usedom, über die Landstraßen Mecklenburgs, auf denen am Morgen Lindenblüten aufwirbelten und an deren Rändern Männer die Bürgersteige mit Steinplatten befestigten, während hinter ihnen die Dorfkaten einzustürzen drohten. Ich sah das höhnische Grinsen meiner westdeutschen Gesprächspartner, wenn ich erwähnte, an einem Theater zu arbeiten. Daß dafür im Osten noch Geld da sei! Also unterließ ich künftig Erwähnungen meiner Theaterbeschäftigung, unterließ die Gespräche. Dafür konzentrierte ich mich auf das Theater.

Man traf die ersten Direktionskollegen, die, aus dem Westen kommend, die Theater im Osten vor ihrem künstlerischen und ökonomischen Ruin retten sollten. Ich staunte über ihre Redegewandtheit, ihre Erfahrung. Sie glänzten in den Diskussionen des Deutschen Bühnenvereins, wenn es um die Zukunft der deutschen und der ostdeutschen Theaterlandschaft ging. Nur manchmal trat ein Fragezeichen auf ihre Stirn. Solche Momente nutzten die Kollegen, die im Westen geblieben waren, dazu aus, um dem ahnungslosen Zugang aus dem Osten zu erzählen, daß dieser Mann schon an dem einen oder anderen Haus im Ruhrgebiet oder in Bayern gescheitert war.

Durch kuriose Zufälle wurde ich Mitglied im Deutschen Kulturrat zu Bonn, einem Kreis von Lobbyisten, der sich einmal im Jahr in einer Jugendstilvilla in der Nähe der Universität traf und darüber brütete, wie man eine Aktion der VG Kunst oder der Stiftung Lesen auf dem Bonner Parkett inszenieren könnte. Künstlerverbände sollten in Symposien aufeinander einreden, Politiker in diese Vorträge verwickelt werden. Jemand hatte darüber mit einem Ministerialdirigenten Müller gesprochen, dann wurde beschlossen, Staatssekretär Schulze einen Brief zu schreiben, in dem er aufgefordert wurde, zur Einweihung der Ausstellung „Die Geschichte der Theaterbesucher-Organisationen seit 1945" eine Ansprache zu halten. Am Ende der Sitzung wurde eine Resolution gegen die schlechte Behandlung von Künstlern verfaßt.

Ich war als einziger aus dem Beitrittsgebiet diesem Club beigetreten. Dummerweise hatte ADN von meinem Beitritt erfahren und daraus eine Meldung gemacht, wodurch der Deutsche Kulturrat im „Neuen Deutschland" als ein engagiertes politisches Gremium zum Schutze der kulturellen Substanz in der Republik vorgestellt wurde. So viel überregionale Resonanz hatte der Deutsche Kulturrat selten erhalten, leider von der falschen Seite, im „Neuen Deutschland". Daß das der Neue aus dem Osten eingebrockt hatte! Die Damen und Herren, die mich in der nächsten Vierteljahrestagung des Klubs zur Rede stellten, waren zwanzig bis fünfzig Jahre älter als ich, hatten an einem Institut oder einer Hochschule ein Lehrstühlchen, publizierten kulturpolitische Beiträge in den Lokalblättern des Rheinlands, berieten Senatoren, Bundestagsmitglieder und die freie Wirtschaft bei Kulturprojekten. Sie ließen sich von der politischen Wende im Osten rühren. Von den Einbrüchen eines vorlauten Ossis in ihren Kreis waren sie weniger fasziniert. Die Senioren abgerechnet, gehörten die Damen und Herren alle zum Lager derer von 1968. Als der Bund, der bislang diesen Club finanziell unterstützt hatte, nicht mehr wußte, ob er das noch wollte, zog man den Joker, der nie seine Wirkung verfehlt hat, und machte den Ehrenachtundsechziger August Everding zum Präsidenten der Veranstaltung. Damit war der Deutsche Kulturrat vorläufig gerettet.

Ich erfuhr die neue Welt: den Herbstregen von Kentucky, das Kreischen der Zikaden im toskanischen Zypressenhain, den Schneesturm um eine Almhütte. Bald aber drehte sich die Zentrifuge neu und schneller, bäumte sich die neue deutsche Wirklichkeit wieder auf, der Jagger-Mund lachte, während die Dekorationen im Land umfielen und sich alles für die Zukunft rüstete. Ernüchterungen folgten auf Ernüchterungen.

So weit die Erzählung von der Entzauberung und der Distanz zu Deutschland, die in meinem Fall durch einen breiten Fluß markiert wird. Aber am Ende jedes Zaubers steht die Sehnsucht nach neuem Zauber. Woher könnte Deutschland neue Gravitationskraft gewinnen? Zweifellos ist es über die Entzauberung ein normaleres Land geworden, für sich selbst, für uns, für die anderen. Trotzdem ist es kein normales Land, die Deutschen sind keine normalen Europäer, keine normalen Weltbürger. Wir können uns den anderen als Industriemanager, Diplomaten, Spitzensportler, Pauschaltouristen präsentieren, die Tätowierung des Kennzeichens D, die Tätowierung unserer katastrophischen Geschichte, ist nicht auszulöschen. Diese Tätowierung tragen wir im Osten wie im Westen.

MICHAEL SCHINDHELM

Michael Schindhelm ist Intendant am Basler Theater und hat in diesem Jahr seinen ersten Roman „Roberts Reise" veröffentlicht.